

SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Tanzpause

(E. Thöny)



„Sie sind ein Pessimist und fürchten, alle Frauen seien leichtfertig!“
„Im Gegenteil, ich bin Optimist und hoffe es nur!“

Der geschäftliche Anruf

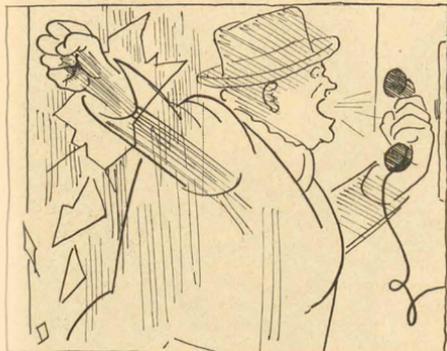
(Fr. Bliack)



„Ich kann die Ware nicht länger zurückhalten . . .“



„ . . . wir müssen sie jetzt auf den Markt werfen . . .“



„ . . . und die Konkurrenz schlagartig zertrümmern!“

WEISSAGUNG

VON WALTER FOITZICK

Sie werden sich gewiß an Delphi erinnern, jenes Delphi, wo die Pythia auf dem Dreifuß saß und weissagte. Es soll sehr viel von dem eingetroffen sein, was sie vorhergesagt. Mein Gott, wenn man andauernd weissagt, muß ja schließlich allerlei eintreffen. Die Pythia hat gewiß später oft gesagt: „Ich hab's ja immer gesagt.“ So wird sie in Bekannntenkreisen gesprochen haben, in Weissagerkreisen.

Ja, so machen's die Äuguren und dann lächeln sie das Ihnen zustehende Lächeln, und dazu sagen sie: „So hat's nicht weitergehen können.“ Oft hat die Pythia übrigens nicht weissagesagt, sondern meistens hat sie schwarz gesagt, na und wenn dann irgend etwas recht unangenehm ausgegangen ist, hat der Betroffene gedacht: „Zeuswetter, es muß doch etwas dran sein!“ Wenn's aber gut ausgegangen ist, hat er der Pythia ihren Irrtum auch nicht sehr übel genommen. Die gute Frau hat sich halt getäuscht, und die Spesen, die man bezahlt hat, beziehungsweise die Weihgeschenke, die man aufstellen ließ, wurden auf allgemeine Unkosten verbucht. Derartige Spesen spielen ja bei großen erfolgreichen Unternehmungen gar keine Rolle.

Die Pythia saß in einer ziemlich wüsten Felspalte, die man noch heute sehen kann, aus der Schwefeldämpfe emporliegen. Die Skeptiker aber sagten, sie habe infolge der Schwefeldämpfe weissagesagt, soll so 'ne Art Narkose gewesen sein.

Vielleicht hat man eine bestimmte Gebühr bezahlen müssen, sagen wir mal zehn Mark für die allgemeine Auskunft und fünf und zwanzig Mark für besser ausgearbeitete Weissagungen, wenn es z. B. hieß: „Zwischen dem 15. und 25. März sind Unternehmungen zu vermeiden, dagegen ist die letzte Märzwoche sehr günstig.“

Sie kennen das gewiß, aber Sie werden es nicht zugeben, daß Sie es kennen. Man gibt es heutzutage nicht zu, daß man nach Delphi geht. Die Pythia ist jetzt auch keine weibliche Person im altgriechischen Gewande, die auf einem Dreifuß eine A1-Gesvergiftung bekommt. O nein, die Pythia ist heute ein ernstes Gelehrter, der sich auf einem vierbeinigen Schreibstisch aufhält und mit Hilfe von ausgedehnten Tabellen feststellt, wann die beste Zeit zum Heiraten und ähnlichen geschäftlichen Transaktionen ist. Der rechnet so lange, bis er es zahlenmäßig belegen kann, daß der März ausgezeichnet verlaufen wird. Und es reicht kein bißchen nich Schwefel, und wie jede gute Rechnung ist es streng wissenschaftlich.

Da ist keine Zauberei dabei. Das kann man schon daraus erkennen, daß meine Kusine sich im vorigen Monat vor Reisen hüten sollte. Was soll ich Ihnen sagen, da kam ein Radfahrer auf einem Rade angereist und fuhr sie an. Gottlob ging die Geschichte gut aus, aber man erkennt daraus wieder, daß an der Sache was dran sein muß. Edith sagt auch, man solle über so was nicht lächeln, und ganz bedeutende Leute lassen sich's auch berechnen. Sie selbst wird zwischen dem 12. und 16. Februar eine sehr wichtige Bekanntschaft machen, aber hoffentlich ist die Bekanntschaft nicht so wichtig, daß sie mir wieder nichts davon erzählt.

WINTER / Von Fritz Knöllner

Die Stämme jetzt tun krachend kund:
Ger scharf hat sich der Frost verbissen
im tauben schwarzen Wurzelgrund.
Die Fische unterm Tümpelsee wohl wissen,
daß lang sie der Befreiung harren müssen.

Die Bäume schleppen mürrisch leis
den aufgehockten Zipfelmützensgreis.
Sein Zaum ist ganz aus grünem Eis,
durchglitzert selbst die schwarze Nacht.
Es weist sich hart des Winters Macht.

Ein altes Weib zieht einen Reisigschlehen;
der Atem sieht vor ihr wie eine Wolke.
Das abgestorbene Geäst vom Tannenvolke
hat einen grimmen Eisestod erlitten.

Sie liegen jetzt, die magern Splitteräste,
verwirrt und schwarz und stumm,
des Feuers hochwillkommene Gäste,
auf einer Totenbahn herum.

die auf metallnen Kufen gleitet.
Nur eine einzige Krähe,
verschwand in einer Flockenwehe
des dichtverschneiten Tanns, bereitet

mit schieferm Hals dem Leichenzug die Ehr.
Bald ist auch nichts zu sehen mehr
als nur des Winters blaugefornne Wehr.



„Spüren Sie keinen Schwindel, Fräulein Elli?“

„Aber natürlich, daß Sie kein Generaldirektor sind, hab' ich gleich gemerkt!“

Soll's der Teufel holen

Von Hans Karl Breslauer

Erwin schnippte die Zigarettenasche in den Kaminvorsatzer, dehnte und streckte sich und rief mahnend:

„Hallo — Henry, altes Murmeltier, wie lange wird es noch dauern? Du brauchst ja eine Ewigkeit zu deiner Toilette!“

„Ja — wenn du mich auch zu so einer ungewöhnlichen Zeit abholen kommst!“ kam es prustend und schnaubend aus der halboffenen stehenden Badezimmertür, „— ich — ich bin — im Augenblick fertig...“

Das Wasser plätscherte, die Brause zischte und Henry piff eine kreutzfidele Melodie dazu.

„Jetzt mach' aber endlich!“ stieß Erwin die Badezimmertür vollends auf, „wenn das so weitergeht, kommen wir heute überhaupt nicht mehr fort! Das ist ja — — Menschskind —“ rief er zurückprallend, „was — was ist denn das?“

„Was?“ fragte Henry, der eben in den Bademantel schlüpfte. „Was denn?“

„Diese grauenhafte Fratze auf deiner Brust...“

„Ach so...“ Erwin amüsierte sich über des Freun-

des entsetztes Gesicht. „Das hast du noch nicht gesehen... Fein, nicht wahr!“

„Was daran fein sein soll, möchte ich wissen?... Davon kann man ja Angstträume bekommen... Was soll denn das vorstellen?“

„Einen der hunderttausend Teufel aus dem Tempel Schö-Ba-Jü... Ich ließ mich, als ich vor zwei Jahren in Peking war, überreden, mich tätowieren zu lassen... Was macht man nicht alles in der Fremde... Aber es sieht wirklich gräßlich aus“, warf Henry, während er sich ankleidete, einen Blick in den Spiegel, „ich kann dir nicht unrecht geben... Und wenn ich ganz ehrlich sein soll, hab' ich diesen Teufel auf meiner Brust schon tausendmal zum Teufel gewünscht!“

„Du, Henry, ich wundere mich über dich“, meinte Erwin kopfschüttelnd. „Einem Matrosen verzeiht man so eine barbarische Idee.“

„Barbarische Idee... Stimmt... Du kannst dir nicht vorstellen, was für Schrecken diese Höllenfratze schon erregt hat... Besonders bei zartfühlenden Frauen...“

„Gräßlich... Wenn ich eine Frau wäre...“

„Das hat schon so manche gesagt... Aber leider ist nichts mehr zu ändern daran...“

„Weshalb nicht? Laß das Zeug entfernen...“

„Ahnungsloser Engel... Entfernen... Was unter der Haut sitzt, sitzt fest für ewige Zeiten... Ich muß mich mit dem Gedanken trösten, daß dieser Teufel, wie mir der alte chinesische Tätowierkünstler anvertraute, eine gute Eigenschaft hat...“

„Die der Anhänglichkeit!“ lachte Erwin. „Nein — ganz etwas anderes... Frauen, die ihn sehen, können kein Geheimnis bewahren!“ „Und...“

„Lieber Freund, ich glaube es ist besser, sie bewahren ihre Geheimnisse... Man soll den Teufel weder an die Wand noch auf die Brust malen... Aber komm, ich bin fertig...“

Acht Tage später fuhr Erwin mit Kitty über Weekend ins Gebirge. Sie saßen auf der Terrasse des Sporthotels, Erwin freute sich Kittys blonder Schönheit und seiner jungen Liebe und dachte eben darüber nach, diese zarten Bande zu einem festen Knoten zu schürzen, als Kitty, die nachdenklich in einer Zeitung blätterte, plötzlich zwischerte:

„Erwin, glaubst du, was da steht?“

„Und was steht so Unglaubliches in der Zeitung?“ beugte sich Erwin zu ihr. „Worüber zerbrichst du dir das Köpchen, Schatz?“

„Da — da steht es...“ spitzte Kitty das Mäulchen. In Hamburg soll es einen Spezialisten geben, der jede Tätowierung entfernen kann!“



Vom Tintenfisch

Von Katatöskt

Weil Gott mit Tinte ihn versah,
schreibt er sich einfach Sepia.
Meist treibt er sich im Meer herum,
bei uns bloß im Aquarium.
Drum kann es füglich unterbleiben,
ihn erst noch eigens zu beschreiben.

Nur soviel sei hier angemerkt:
die Tinte ist es, was ihn stärkt,
als welche ihn dazu ertüchtigt,
daß er sich mittels ihr verflüchtigt,
wenn wer ihm etwas Böses will.
Er schießt sie ab und drückt sich still,
indem er das Miljö vernebelt
und anonym sich weiterhebelt . . .

Ach ja, so gibt's verschiedene Wege . . .

Recht guten Abend, Herr Kollege!

OLUF GULBRANSSON 39

DER KRAGENKNOPF

Von Aage V. Hovmand

Ich hatte einen Kragenknopf zertreten. Ausgerechnet kurz vor Ultimo. Mein gesamtes Barvermögen bestand aus sieben Öre.

Ein Kragenknopf ist für die Männerwelt von lebenswichtiger Bedeutung. Denn ist ein Mann ohne Kragenknopf nicht dasselbe wie ein Kartoffelsack ohne Schnur? Erst der Kragenknopf hält das Ganze zusammen.

Ich lief rasch um die Ecke ins Warenhaus.

„Einen Kra ... Kra ...“, schluckte ich und zeigte auf meinen Hals — der Adamsapfel war mit zwischen die Kragenspitzen gekommen.

„Die Vogelabteilung ist im zweiten Stock, bitte“, meinte die Verkäuferin. Ich zog den Schlips herunter. „Einen Kra ... Kragen ... knopf.“

„Ach so, einen Kragenknopf! Gern. Bitte schön, mein Herr, zehn Öre.“

„Hm“, meinte ich. „Haben Sie nicht einen billigeren?“

„Bedaure, sie kosten durchweg zehn Öre. Prima Qualität.“

Ich griff verlegen nach meinen sieben Öre. Ob man vielleicht auch Kragenknöpfe auf Teilzahlung erhielt? Oder wurden alte vielleicht wieder repariert? Ich stammelte: „Ja, Sie verstehen ... solch ein Malheur ... daß ich ihn zertrat ... ja also, wie gesagt, der Kragenknopf ...“

Die junge Verkäuferin lächelte und erröte.

„Sie verstehen gewiß“, fuhr ich indessen fort. „Will sagen ... Sie verstehen nicht ... ich meine ...“

Sie sind ja kein Mann ... Verzeihung, doch wenn Sie ein Mann wären ... verstünden Sie, daß ...“

äh ... ohne Kragenknopf ist das Leben ... fühlt man sich ... kurzum, es ist der Kragenknopf, der einem Manne das Selbstbewußtsein verleiht ...“

„Wirklich“, lächelte sie überzeugt, während ich vor Verlegenheit an einer Krawatte herumfingerte, die auf dem Tische ausgestellt war.

„Nicht wahr, ein hübscher Schlips“, lachte die junge Verkäuferin. „Reine Seidel Und bloß zweieinhalb Kronen. Ein diskretes Muster, es würde ganz vortrefflich zu Ihrem Anzug passen.“ Sie hielt mir die Krawatte an den Hals und sprach munter weiter. „Darf ich sie Ihnen dazulegen?“

Sie sah mich dabei so flehend an, daß ich nicht nein sagen konnte. Worauf sie mir freudig den Kassenzettel reichte und meinte: „Vielleicht dürfte ich Ihnen noch etwas zeigen. Diesen Hosenträger hier ... ziehen Sie einmal daran. Haben Sie je solche Hosenträger gesehen? Die halten was aus! Und spottbillig. Dreifundzwanzig.“

„Ja, aber ... ich glaube nicht ... nicht heute“, wandte ich ein.

„Sie sollten es sich nicht lang überlegen, mein Herr, diese Hosenträger werden wie die warmen Semmeln gekauft. Morgen haben wir vielleicht keinen einzigen mehr und der nächste Posten kostet gewiß das Doppelte ... Sie werden sich diese Gelegenheit doch nicht entgehen lassen?“

„Nein“, stotterte ich benommen. „Aber ...“

Sie strahlte: „Wußte ich es doch ... der Herr hat Geschmack und versteht es einzukaufen. Wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf —“ senkte sie vertraulich die Stimme, „Sie sollten gleich drei Paare auf einmal nehmen. Macht zusammen acht Kronen. Bedenken Sie, wieviel Hosenträger Sie im Leben noch brauchen werden. Und eine solche Gelegenheit bietet sich Ihnen bestimmt nicht wieder.“ Wieder lächelte sie einschmeichelnd, und abermals war ich besiegt.

Indem sie die Hosenträger zusammenlegte, schüttelte sie mit dem Kopf: „Verzeihen Sie, aber Ihr Hemd ... an sich ja ganz nett ... aber zur neuen Krawatte paßt es nicht ...“

„Ja, ja, mag sein, aber“, unterbrach ich sie.

„Wenn Sie sich rasch einmal dort hinüber bemühen möchten ...“ Sie nötigte mich zu dem Tisch nebenan. „Ich will Ihnen ein paar entzückende Oberhemden zeigen. Ansehen kostet ja nichts.“

Und indem übergab sie mich ihrer Kollegin: „Der

Panik in New York

(Erich Schilling)



„Bitte, etwas leiser, mein Herr, unsere Hotelgäste glauben sonst, es handle sich um einen Fliegerangriff!“

Herr wünscht gern ein paar Oberhemden, die zur Krawatte passen."

Und im nächsten Augenblick war ich davon überzeugt, daß die Hemden, die ich bisher getragen, ganz unmöglich waren. Hemden dürfen nur aus Seide sein, das ist das einzig Richtige. Ich kaufte also sechs farbige Seidenhemden — weniger lohnte nicht — mit insgesamt zwölf dazu passenden Kragen und dann auch noch ein Smokinghemd mit schwarzer Binde und Eckenkragen, wofür man ja schließlich immer Gebrauch hat. Und dazu passend wählte ich auch noch einen Hut. Nicht billig. Doch ist ja — wie die Verkäuferin bemerkte — das Teuerste am Ende immer noch das Billigste.

Was nützt es, wenn man Seidenhemden, prima Schlipse und einen neuen Hut — der Anzug aber alt und unmodern ist.

Also ließ ich sofort Maß für einen neuen Anzug nehmen und kaufte Stoff — modern und haltbar. Zugleich bestellte ich außerdem ein Paar Bekleidungsstücke für den Sommer, und da wir gerade beim Anprobieren waren, bestellte ich auch noch einen Smoking.

Außerst liebenswürdige Menschen waren es, die mich hier bedienten, und als es sich herausstellte, daß der Zuschneider ein Kriegskamerad meines Schwagers war, da konnte ich nicht umhin, auch noch einen Mantel zu bestellen.

Plötzlich kam mir meine Lage zum Bewußtsein. Ich besaß gegen sieben Öre und hatte alles Mögliche zusammengekauft. Es war mir schleierhaft, wie ich mich wieder aus der Schlinge ziehen sollte. Mein einziger Ausweg war, Rat bei meiner Frau zu suchen.

"Ich habe mein Schackbuck leider zu Hause gelassen", erklärte ich und reichte die Anschließungschef, der mir mit ungemein höflichen Verbeugungen zur Tür folgte, meine Visitenkarte. — „Na, hast du endlich deinen Kragenknopf?" empfing meine Frau mich daheim.

"Ja, will sagen nein... ich bekam ihn nicht mit... aber ich kaufte einen... und dazu einen Schlips... drei Paar Hosenträger... sechs Oberhemden... zwölf Kragen..."

"Was du nicht sagst!" rief meine Frau entsetzt aus. „Ja, und außerdem zwei Smokinghemden... vier Eckenkragen... einen Hut..."

"Weißt du denn überhaupt, wie sehr wir in der Patsche sitzen?" unterbrach sie mich streng. „Nicht einen roten Heller haben wir im Hause. Eben ist der Schuhmacher mit der Rechnung hier gewesen, und gestern hat der Schneider eine Mahnung geschickt. Die Miete ist auch noch nicht bezahlt, und dann der Rechtsanwal... und du gehst hin und kaufst planlos drauflos. Das sieht dir wieder einmal ähnlich. Kennst nicht dein sagen und läßt dir alles aufschwätzen! Hast du vielleicht noch mehr gekauft?"

"Ja, ich bestellte einen neuen Anzug."

"Einen Anzug?!"

„Jawohl, und ein Paar Sommerhosen... und einen Smoking... und einen Mantel..."

„Du bist ja verrückt!" Fassungslos rang sie die Hände.

„Nein, das gerade nicht. Aber weißt du was? Ich rufe das Warenhaus an und sage, daß ich verrückt geworden sei. Dann können sie keine Forderungen geltend machen..."

„Anrufen? Du vergißt, daß unser Telefon gesperrt ist!"

„Dann muß ich noch einmal persönlich hinübergehen...“

„Hoffentlich bis du nicht so dumm gewesen, deine Adresse zu hinterlassen.“

„Leider ja. Ich konnte nicht anders... man war so nett und freundlich... du glaubst ja gar nicht, wie die Leute sich gefreut haben.“

„Blödsinn. Eine schöne Suppe hast du dir da eingebracht! Und wie stehen wir da? Wir sollen zu Tante Agathe und du hast noch immer keinen Kragenknopf!"

„Jawohl, ich brauche einen Kragenknopf. Um jeden Preis. Ich laufe rasch noch einmal ins Warenhaus hinüber.“

Als ich dort anlangte, klang mir die herrlichste Musik entgegen.

Es war ein Radio. Ein prachtvoller Apparat, den ich mir unbedingt näher betrachten mußte. Jede Station konnte man empfangen und auch Gramophonplatten damit abspielen.

Seine zwölftausend Kronen sei dieser Apparat wert, erklärte der Verkäufer, doch wollte er ihn mir — weil er wohl merkte, daß ich Fachmann war und mich darauf verstand — für siebenhundertfünfundsiebzig Kronen überlassen.

Diese fabelhafte Gelegenheit, gewissermaßen viertausend Kronen zu verdienen, durfte ich natürlich nicht entgehen lassen. Und so kaufte ich das Gerät.

Nun war der Apparat aus Mahagoni und paßte schlecht in unser Wohnzimmer. Da ein Heim aber unbedingt einen Still haben muß, begab ich mich zur Möbelabteilung und hatte zehn Minuten später eine hübsche Mahagonieinrichtung gewählt.

Eigentlich war auch unser Eßzimmer erneuerungsbedürftig, ebenso das Schlafzimmer. Also wurde auch dieser Kauf getätigt. Da fiel mir ein, daß die Rundfunkmusik im Grunde doch nur etwas Mechanisches sei, etwas, das jeder andere sich ebenfalls leisten konnte. Gebildete Menschen musizieren selbst. Darum erstand ich ein Klavier. Aber wie ich meine Frau kannte, würde sie gerade immer dann spielen wollen, wenn ich daran saß. Ich brauchte daher noch einen Flügel für mich.

Um mir die Klanggüte dieses Instrumentes zu zeigen, spielte mir der Verkäufer vor: „Warte, warte nur ein Weilchen..."

Das erinnerte mich daran, daß meine Frau eigentlich schon recht lange auf mich wartete. Und nun stand ich abermals hier und hatte erneut drauflosgekauft... Radio... Möbel für drei Zimmer...

und... O ja, sie hatte leider recht, die Gute, als sie sagte: Du kannst nicht nein sagen, läßt dir alles aufschwätzen.

Es war doch schrecklich, was sollte ich jetzt bloß tun?

Meine Frau, Kragenknopf, Tante Agathe, Oberhemden, Abteilungschef, Möbel und Klavier... Mir war ganz wirr im Kopf, und mein einziger Gedanke galt der Flucht. Bloß fort, weg von hier! Aber am Ausgang stand der Abteilungschef. Da erblickte ich in meiner Not im Hintergrunde eine Tür. Eine ganz gewöhnliche Tür ohne irgendwelche Aufschrift war sie. Unauffällig näherte ich mich ihr, klinkte sie auf und steckte den Kopf hindurch.

Ein Versammlungsraum tat sich vor mir auf. Zwanzig bis dreißig Menschen saßen dort und gehörten einem Redner zu. Schon wollte ich mich wieder zurückziehen. Aber dazu war es bereits zu spät. Ich hätte sofort Aufsehen erregt. Also glitt ich still hinein und ließ mich auf der letzten Bank nieder.

„Meine Herren“, führte der Redner gerade aus, „die Verhandlungen über den Verkauf unseres Warenhauses an den Europa-Konzern sind leider gescheitert. Der Konzern hat sein Angebot zurückgezogen. Angesichts unserer bedrängten Finanzen — wir können auf die Dauer ein so umfangreiches Unternehmen nicht mit einem dermaßen begrenzten Kapital weiterführen — waren wir gezwungen, uns an den zweiten Interessenten, an die Jupiter-Compagnie, die bekanntlich nur 815 000 Kronen geboten hat, zu wenden. Der Vorschlag des Verkaufes an diese Firma wird sogleich zur Abstimmung gelangen und das Ergebnis den Bevollmächtigten dieser Gesellschaft, die nebeneinander versammelt sind, bekanntgegeben werden. Wir stimmen also für den Verkauf an die Jupiter-Compagnie zum Preis von 815 000 Kronen?"

Viele Aera wurden ausgestreckt. „Danke“, erklärte der Vorsitzende. „Und wer stimmt dagegen?"

Es wurde mühsenstill. Der Blick des Vorsitzenden glitt über die Versammlung hin und blieb an mir haften. Was hatte ich getan? Hatte ich den Kopf gehoben? Daran war gewiß der verfluchte Kragen schuld.

„Stimmt jemand dagegen?" wiederholte der Vorsitzende eindringlich und startete mich untenweg an. Das irritierte mich.

„Ja“, rief ich, nur um ein Ende herbeizuführen und streckte die Hand auf.

Eine Welle der Verwunderung ging durch die Versammlung. Und der Vorsitzende meinte: „Das verändert freilich die Lage, meine Herren. Denn gemäß unserer Satzung muß der Verkaufsbeschluß einstimmig erfolgen. Damit ist der Vorschlag also verworfen. Die Geschäftsführung zieht sich zu einer kurzen Beratung zurück, um Stellung dazu zu nehmen und die Herren von der Jupiter-Compagnie zu unterrichten.“ Es verstrichen zehn Minu-

Erinnerung an ein Mädchen im Süden

VON ANTON SCHNACK

Sah schmal und altertümlich aus. Zerrieb Lavendel
Mit feinen Fingern, wobei sie lächelte.
Sie reiste sommers mit den Eltern auf die Bozener Mendel,
Wo Bergwind heversüßte Kühle fächelte.

Sie hieß Aimé

Und hatte das Gebrechliche der Orchidee.

Sie hörte herzerregt den Marsch der Karusselle,
Die sich auf Jahrmarktsglätzen drehten,
Sie liebte hohe Fenster und die Brandungswelle,
Sie liebte Kirchen, Pfirsiche, Reseden.

Sie hieß Aimé,

Die Farbe ihres Haares gleich dem goldgetönten Tee.

Sie hatte den gestrafften Schritt der Pferde
Und neben ihr lief eine graue Dägg,
Was sie besonders in der Nacht vertrieb,
War der Gesang vom Bauernbranntrotze.

Sie hieß Aimé

Und stückte Kissen für ein Kanapee.

Sie hatte einen Traumplatz auf der Steinterrasse,
Ringum die Gimpel mit dem Rauch von Wolkenshauben,
Dort standen außerdem noch manchmal Sterne, blasse;
Auch schwärmten in die Landschaft schnelle Tauben.

Sie hieß Aimé

Und hörte gern das Bieneulied im rotblühenden Klee.

Ich habe sie geküßt im hochgewölbten Flare,
Die Sonne schoß durch bligefähe Scheiben,
Im Torweg quartete eine Traubenfuhre —
Oh wie sich kleine Dinge ins Gedächtnis schreiben!

Sie hieß Aimé

Und war geheim und keusch wie Reh und Schewe.

DAS MÄDCHEN LIE

VON BASTIAN MÜLLER

Am Morgen kam ein früher Föhn. Er blies das Rheintal hinab und schmolz den spärlichen Schnee; er kam zu einer solch unwirklichen Zeit, an einem der ersten Janartage, das mir ganz dumpf im Kopfe wurde. Wenn das nur gut geht, dachte ich, und meinte die Reben, die sich zu oft von einem frühen Föhn verlocken lassen und nachher mit verlorenen Trieben dastehen. Ich mochte nicht daran denken, wie das Gesicht meiner Wirtnin dann aussahen würde. So ging ich um die langen Gesprächen über diesen unpassenden Südwind auszuweichen, an den Rhein. Etwas frische Luft wollte ich haben. Da sah ich sie sitzen.

Wie ein Wunder starrte ich sie an. Wo kam sie bloß her? Ich wohnte doch jedes Jahr um die stille Zeit ein paar Wochen an diesem alten Winterstädtchen und wußte, was an Fremden hier war. Man konnte sie an den Fingern abzählen, und nun saß da eine junge Dame auf der Bank, in ihren dunklen Mantel geborgen, und schaute den Fluß hinauf. Auch ich hatte am Wasser sitzen wollen, die Föhnwinde über mich wegzehnen lassen, die Schlepper heraufkommen sehen und ein bißchen an dies und das denken. Nun saß diese junge Dame da und brachte mein ganzes Wollen in die tollste Unordnung.

Sie war sehr schön und sehr jung. Ich schaute mir ihr Gesicht an: es war etwas bleich, die Augen waren dunkel und dumpf. Dumpf wie der Föhn, mußte ich denken. Sie hatte aber einen ganz roten Mund; schön geschwungen. Er war gar nicht klein.

Was sie wohl hier will? fragte ich mich immer wieder. Was mich aber bewegte, war, wie ich es fertig bräute, mich neben sie auf die Bank zu setzen.

Nun sah sie mich dastehen. Ich wurde ganz verlegen, nickte mechanisch, und ... und sie antwortete mir mit einem ähnlichen, gedankenverlorenen Lächeln. Ganz zufällig ging ich zur Bank und fragte, ob sie was dagegen hätte, wenn ich mich etwas zu ihr setzte. Sie schüttelte schweigend ihren Kopf und rückte etwas beiseite. Da saß ich nun. Wenn ich jetzt nur weiter würde, um die Insel Wasumswerrh kämpfte sich ein kleiner Schlepper ...

„Da ist ein Fräulein“, sagte ich so, benhin, um ihr zu zeigen, daß ich etwas von Flußschiffahrt verstand. Sie nickte. Sie wußte es sicher auch. „Na, Sie können sicher die Nationalität eines Schleppers auf eine Meile weit ausmachen?“ fragte ich. Da lächelte sie verlegen. „So genau nicht“, sagte sie, „ich bin vom Main, bei uns ist nicht so ein bunter Verkehr.“

„O so, vom Main?“, sagte ich noch und überlegte, wie es weitergehen sollte, da stand sie auf, nickte mir zu und ging.

Ich schaute weiter den Strom auf und ab. Ich spürte den Föhn, aber all das, was ich sonst so liebte, war wie hinter einer Wand aus Glas. Am Ende stand ich selber auf und ging.

Doch ich mochte zur Stahleck hinaufsteigen oder zum Liebesturm, mir fehlte etwas. Er machte mir heute keinen Spaß. Manchmal schaute ich nach der jungen Dame aus, ohne sie zu sehen. Zum Mittag mühte ich die Klage der Wirtnin über den Wind abhören. Es war alles recht traurig. Wieder ging ich hinaus vor die Stadtmur, schlenderte die Wege des kleinen, kahlen Parkes entlang, lief am Ufer des Stromes auf und ab. Sie war nicht da. Doch sie kam. Wo sollte sie auch sonst hingehen nach dem Eisern. Ich ging ihr langsam entgegen und fragte, ob sie auch den Föhnwind spüre. „Ja“, sagte sie, „es ist ein schöner Wind.“

Das gab mir etwas Mut. Ich sah, daß ihr bleiches Gesicht ein wenig Röte bekommen hatte, vielleicht war sie am Morgen doch auf dem Höhen gewesen. Sie schien mir noch nicht junger geworden zu sein, sie konnte wahrhaftig nicht mehr als zwanzig Jahre zählen. „Man müßte ein Stück am Fluß entlang laufen!“ sagte ich auf gut Glück hin.

„Ich hätte sie“, sagte ich, „wohl ein bißchen über mein Ungeschick.“ „Ja“, sagte sie leise, „ich möchte schon ein wenig laufen.“ So gingen wir also, vorbel an der Wasumswerrh,

den Fluß hinab. Die Weinberge waren wie brauner Samt, das Wasser gurgelte und quoll grau und weiß. Der Südwind trieb sein Spiel mit ihrem schwarzen Haar. Einmal fluchte sie ein ganz kleines bißchen darüber, was allerliebste Lang. „Aber so schön es auch war, ich hatte fortwährend Angst, es könne gleich alles vorbei sein. Sie konnte ja umkehren wollen und in ihr Hotel gehen. Sie konnte ja am Abend schon wieder abreißen. Was würde das alles?“ Danach zu fragen, vermochte ich nicht; solange ich nichts wußte, hatte ich noch alle Hoffnung. „Kennen Sie eigentlich Caub?“ fragte ich. Nein, das kannte sie nicht.

„Wir könnten mal kurz hinfahren“, schlug ich vor. „Ist es nicht zu weit?“

„Nur halbe Stunde laufen und dann übersetzen.“ Doch, da wollte sie wohl mit. Mir fiel ein Stein vom Herzen, und nun ging alles viel besser. Ich hatte ein bißchen Gewißheit, ein wenig das Gefühl, daß es ihr nicht unrecht sei, wenn ich so mit ihr herumspazierte. Bei der Fahrt rief ich ganz laut: „Hej! Kierdorff! Kierdorff! Wo über!“

Aber sie wunderte sich gar nicht, daß ich den Fährmann beim Namen kannte. Sie wollte nur eine Masse über Caub wissen. Damit konnte ich dienen. Als wir aber drüben waren, waren wir beide etwas durchgefroren. Unschlüssig standen wir am Fluß und sahen, wie drüben über den Höhen das Brennen des vergehenden Tages war, wie all die rote Glut sich im Rhein spiegelte und dabei der halbe junge Mond schon weiß und bleich hoch am grünen Himmel stand. Langsam schief der Föhn ein. Vielleicht wurde die Nacht wieder kalt. Ich sagte dem Fährmann, daß wir später wieder zurückwollten. Er meinte, das hätte keine Schwierigkeit, er habe ja zu zehn Licht des Mondes.

„Wir wollen einen Glühwein trinken“, sagte ich zu ihr, „wir können ihn wahrhaftig gebrauchen.“ Ich kannte nun das „Eiseln“, recht gut, wußte wie Wirt und Wirtnin waren und steuerte gleich dorthin. Wie immer um diese Jahreszeit saßen die Cauber Lotsen in einer Ecke beim Skat. Wir nisten uns in einem anderen Winkel ein und tranken den heißen Admännhäuser.

Die Wirtnin binzelte mir heimlich viel Glück zu, sie ging zum Grammophon und machte uns Musik. „Bringen Sie uns noch zwei!“ rief ich leise. Und dann versuchte ich, wie es mit dem Tanzen wäre. Nun glaubte ich langsam zu wissen, was mich ihr gegenüber so unsicher machte. Soweit ich etwas von der Sache verstand, war sie an der kritischen Grenze. Was mich unsicher machte, war die Unklarheit, ob dies nun noch ein Mädchen mit aller Scheu war oder schon eine junge Dame, eine, die ein bißchen von allem kennt.

Mit dem Tanz ging es ganz vorzüglich. „Das war eine gute Idee“, sagte sie lächelnd. Ich war bis zu diesem Augenblick noch nicht, daß zwei Glühwein solch gutes Werk tun konnten, wie sie es jetzt getan. Es gab ein richtiges Fest. Sie war lustig, daß es nur so eine Art hatte.

Nach dem Schneefall

Von Gottfried Küssel

Was war das für ein milbes Wirbeln,
was für ein drohendes Oetel!
Tun ruht der Schnee auf allen Dächern
und deckt die schwarze Erde zu.

Serfoben sind die kalten Wollen
und alles Stürmen wurde leis,
das Licht erfüllt die ferne Weite
und zeigt die Welt una rein und weiß.

Der Fröde kam, uns zu beglücken,
was blüht war, ist klar wie Glas;
nach jedem Wirbeln, biefem Wogen,
ah, wer von una verzeä das!

Das Grammophon orgelte die Lieder des letzten Sommers. Wir aßen einen geräuchernten Aal und tranken dazu einen Riesling. Und wir tanzten, als seien wir schon mitten im Fasching.

Nun erfuhr ich, ohne großes Zutun, eine Menge Dinge, die mich schon lange interessierten. Sie hieß Lie, sie war neunzehn Jahre, und ...

Ich wollte es nun einmal wissen: — sie hatte letzten Sommer ein Bißlein. Und wir tanzten, und sie erzählte mir lachend davon. Es schien ihr nicht mehr sehr nahezu gehen.

„Erst war es ja ein wenig schwer“, sagte sie, „zu verstehen, wie alles nur ein Spiel bedeutet. Ein Spiel mit diesem und jenem, und wie alles so endet. Ist aber man es sich als Mädchen vorstellt.“

„Mein Gott, nun kamen Dinge, die ich doch gar nicht wissen wollte. Ich drohte ihr, sie trockenzusetzen. „Keinen Tropfen mehr!“

„Ach, laß man ...“ Es klang ein wenig seltsam. „Ich glaube, man kann so recht gegen euch an.“

„Gegen was?“ fragte ich.

Sie sagte nichts. Aber ich wußte, daß sie die Männer meinte, und vielleicht noch etwas, was schwer zu benennen ist. Etwas wie Beständigkeit und Vergänglichkeit.

„Nun verirren wir uns aber in den dunkelsten Abgründen“, sagte ich. „Wir tanzen jetzt nochmal und laufen dann weiter.“

Beim Tanz vergaßen wir wieder. Sie tanzte gut. „Es ist sehr nett, daß wir uns treffen!“ beteuerte sie. Dann gingen wir zur Fährle. Ich läutete Kierdorff herbei und band Lie meinen Schal um. Der Wind war umgeschlagen, er kam jetzt fast aus Ost, und man hörte ihn über die Höhen pfeifen.

„Es wird ja Gott sei Dank wieder kalt“, sagte der Fährmann.

Wir saßen ganz eng zusammen im Fährboot. Links war die schwarze Pfalz. Rechts floß das Licht des weißen Mondes unauffällig mit dem Wasser zu Tal. Es war wirklich wieder klar geworden. Es war ganz schön zu zwein zu sein in solcher Nacht. Besonders an einem solchen Marsch, wie wir ihn noch vor uns hatten.

Wir gingen rüstig los und äugten nach den Ankerlichtern der Schlepper, sprachen dabei schnell und lustig über all das Zeug. Beide dachten wir noch an den Tanz im „Eiseln“.

„War's schön?“ — „O ja!“

„Fahren wir nochmal hin?“

Da bekam ich keine Antwort.

Es war plötzlich etwas zwischen uns, eine Mauer aus Stein. Sie war in ihr Gesicht zu wiederbleich. Vielleicht machte es nur das Licht der Nacht. Sie sah mich an und schwieg. — „Was ist?“

„Oh, nichts!“ sagte sie. Aber auf meine Frage bekam ich doch keine Antwort. Etwas war zu Ende, plötzlich und ohne Übergang. Wir gingen am Strom entlang und sahen nach den Ankerlichtern und den Umrisen der Kähne, und jeder dachte wohl etwas über den anderen.

Eine Welle überlegte ich, ob meine Gedanken wohl richtig seien; dann sagte ich: „Lie, wir können doch ruhig nochmal so eine kleine Reize machen!“

Sie sah den Fluß voraus.

„Wir können ja, wenn Sie wollen, eine Reise zum halben Mond da oben machen! Verstehen Sie nicht, daß es wieder bitter kalt Winter ist?“

Sie verstand es nicht, sah mich groß an.

„Wir haben heute Föhn, nicht wahr“, nun war ich meiner Sache sicher, „da wird mir nicht mehr, dir nichts verückt, da rennt die Blindlings hinein ins Glück!“

„Bumm!“ machte ich. „Am Abend, in der Nacht, ist alles aus! Es ist wieder verteuft kalt. Es ist kälter als je zuvor. Man glaubt einfach nicht mehr, daß einmal Föhn war ...“

Sie verstand mich immer noch nicht.

Ich sagte darauf unruhiger, sie hätte ihren Föhn in ihren Gedanken so gerade verstanden und wäre fast schon so weit gewesen, auf neue töricht und glücklich zu sein. Aber eben nur beinahe so weil! Dieser Südwind kam eben zu früh, orakelte ich weiter.

„Lie, jetzt ist es auch mir doppelt kalt, laß uns doch ein bißchen zusammenkommen, wie alte Kerle, und laß uns während der Stunden der blauen Wintersonne flußab und flußauf laufen. Es braucht ja nicht jetzt zu sein, so mitten im Winter, ich würde zur Kirscheblüte ganz mal an den Roten Main reisen ...“ Sie sah mich an und staunte. Ich war ordentlich stolz über mich.

„Nicht“, sagte sie, „unter dieser Bedingung fahren wir noch einmal über den Strom und sind ein bißchen töricht. Komm, jetzt rauchen Sie eine Zigarette und dann pfeifen wir einen schottischen Marsch!“

Der Skisäugling

(K. Heiligenstaedt)



„Jetzt weiß ich nicht, stammt der blaue Fleck von Rudi oder von der Wettertanne?“

Das Geheimnis des Schreckensteiners

Von Edmund Bickel

„So ist also die Kundschaft wahr, die der Zörg aus dem Dorf mitgebracht hat?“ sprach der Raubritter Kuno von Schreckenstein, „Die Pfefferfäcke führen jetzt Donnerbüchsen und Karteaunen zu ihrem Schutz mit sich. Schlagen damit den besten Hamisch durch, als sei er aus Spinnweb!“ Dumpf brühtend starrte er in den leeren Zinnhumpen, auf eine fröstliche Antwort von seinem Vertrauten wartend.

„Hab' schon länger davon reden gehört, Herr;“ mußte der zugeben, ein hagerer Kerl mit listigen Augen, „Die Zelten werden immer schlechter, die Beute von Woche zu Woche geringer. Per Saldo arbeiten wir auch diesem Geschäftsjahr mit einem Fehlbetrag, das einzige, was außer unseren Schulden noch saftig ist.“

„Wäre ein Wunder,“ meinte der Raubritter, „wenn man sieht, mit welch unanständigen Mitteln die Konkurrenz arbeitet. Dabei haben wir sogar noch eine verhältnismäßig günstige Geschäftslage an einer belebten Verkehrsstraße. Jahraus, jahrein plügt man sich, liegt ständig auf der Laue und ist hinter den Kaufleuten her, aber die haben ja selbst nichts mehr. Da kommt eines Tages der Kunz vom Rabenstein, baut sich uns gegenüber eine hochmoderne Burg und fängt uns die paar fetten Brocken vor der Tür weg. Tüchtig ist der Bursch, das muß man ihm lassen, aber das mit dem Malvasierwein war ein übles Stück!“ Worauf der Ritter einen mittelalterlichen Fluch ausließ.

Er sei hier wegen Platzmangel und aus Gründen der öffentlichen Ordnung ausgelassen. Eine hannebüchene Gemeinhe hatte der Rabenstein sich geleistet. An einem sonigen Malenmorgen des vergangenen Jahres war dem Ritter von Schreckenstein und seinen Mannen eine Ladung feinen alten Malvasierweines in die Hände gefallen. Voll Freude schleppte sie die Fäßlein den steilen Burgberg hinauf, eine höllische Arbeit in der Mittaghitze; denn auf den einfachen Gedanken, einen Warenaufzug zu bauen, war man zu dieser Zeit des Mittelalters leider noch nicht gekommen. Dafür war der Durst aber um so prächtiger, und bald muß im kühlen Burghof ein frohes Zechen an. Gar bald aber hatte es ein läches Ende gefunden. Nicht, daß der Malvasier vergiftet gewesen wäre, nein, er war nur mit einem Mittel gemischt, das erst ein höllisches Bauchgrimmen verursachte, dann aber einen Kampf um das Erkerstübchen über dem Burggraben, wie er nicht mehr entmenschter hätte geführt werden können; denn von Hygiene mit Wasserspülung wußte man damals auch noch nichts. Der Rabenstein soll ob seines hinterhältigen Streiches, und das war er im besten Sinne des Wortes, vor Lachen tagelang mit Atemnot gerungen haben. Überdies waren die Leute vom Schreckenstein in der Folgezeit nicht fähig, ihrem Geschäft nachzugehen. Ein böser Ausfall war das, was man sich denken kann.

„Wir müssen die Konkurrenz mit ihren eigenen Waffen schlagen!“ stellte der Ritter fest, „sonst kann ich mein Geschäft aufgeben. Udo, schlauer Schelm, besinn' dich, sonst holst uns alle miteinander der Teufel. Du weißt, ich hab' es nicht mit dem Denken wie du!“

Mit hämischem Lachen rückte der Hagerer dem Ritter näher und tuschelte ihm etwas ins Ohr. Draußen kauzten die Käuzchen von den reparaturbedürftigen Zinnen der Burg. Die verrostete Windfahne schrie jämmerlich dazwischen. Leise klirrten die Butzenscheiben, während der Ritter aufmerksam lauschte.

„Fürwahr, ein ausgezeichnete Gedanke, alter Fuchs!“ mußte er zugestehen. „Glückt uns der Streich, dann soll's nicht dein Schaden sein! Mach' dich ans Werk, wir brauchen Geld!“

Endlich war Kuno von Schreckenstein wieder besserer Laune in diesen Tagen, wie seine reizenden Mannen einander zuraunten. Auch seiner Gattin fiel es auf. Er soff längst nicht mehr soviel wie

sonst und hockte stundenlang bei Udo im Turzimmer. Was da geschah, erfuhr aber niemand. Frau von Schreckenstein kam vor Neugierde fast um. Goldene Gewänder hatte ihr Gatte ihr vor gesprochen, für sich studierte er die neuesten Modelle, für die er wollte sich eine neue Rüstung nach Maß bestellen, nicht mehr solch billiges Zeug von der Stange kaufen, das gleich verrostet war, und Kugelgewichte anschaffen. Wo nur das Geld dazu herkommen sollte? Noch war die letzte Rüstung nicht bezahlt, während sie schon schlimm zugerichtet in der Diele stand.

Ein klirrend kalter Tag war es, als Ritter Kuno mit seinen besten Leuten auszog. Helm und Brünne hatten sie zurückgelassen und sich als harmlose Kaufleute verkleidet. Drunten im Tal beluden sie einige Fuhrwerke mit Wein und dann ging es die Straße gegen Burg Rabenstein zu. Auf dem ersten Wenden hockte Ritter Kuno, durch einen falschen Bart unkenntlich, am zweiten Udo als Fuhrknecht. Wie erwartet, die Späher auf Rabenstein gleich brach auch der Kunz mit seinen Leuten aus dem Buschwerk hervor und umringte sie. Ritter Kuno mußte zugeben, daß die Technik durchaus sauber war. Unter johlendem Jubel wurden sie mitams der Beute auf die Burg geschleppt und ins feuchte Verließ geworfen, während sie bereits hörten, wie die Fässer angezapft wurden.

Bald ging es hoch her. Bis in ihr Gefängnis hörten der Schreckensteiner und seine mutigen Mannen die Humpen klirren. Immer lauter lärmten die Feinde. Ein teuflisches Grinsen lag auf den Zügen des finsternen Udo, als er seinen Herrn und Gebieter ansah.

„Bald kommt unsere Stunde!“, versprach er ihm und den Knechten.

Ganz langsam wurde es stiller bei den Zechern, bis bald kein Laut mehr ins Verließ hinunterdrang. Da brachen die Gefangenen die Tür mit dem heimlich eingeschmuggelten Werkzeug aus und stiegen vorsichtig nach oben. Wie die Toten lagen die Zecher im Saal und in der Halle und schmarneten den Schlaf der Ungerechten.

„Seht ihr, Herr von Schreckenstein, wie mein Schlafmittel gewirkt hat!“, stellte Udo fest und begann mit der Plünderung. Bis zum nächsten Mittag hatten sie zu schaffen, um das hochgetoht Gut

auf Burg Rabenstein fortzubringen, obwohl die mit Fuhrwerken nachgerückten Reisligen des Schreckensteiners wacker mithielten. Am späten Nachmittag waren sie erst wieder zu Hause. Frau von Schreckenstein bestellte sofort zwei Scheiderinnen.

Wieder kann wegen Platzmangel und der guten Sitten wegen leider nicht angegeben werden, was Kuno von Rabenstein gesagt hat, als er seine Leere Burg besichtigte. Nicht einmal seine Hausschuhe waren mehr zu finden. Tagelang fluchte er, daß es nur so rauchte. Half ihm aber nichts. Er war geschäftlich erledigt. So blieb ihm nichts anderes übrig, als mit dem Schreckensteiner auf guten Fuß zu kommen.

Er schrieb ihm einen höflichen Brief:

„Sehr geehrter Herr von Schreckenstein!“

Ihr vorzügliches Schlafmittel hat meine kühnsten Erwartungen übertroffen. Ich litt seit Jahren an Schlaflosigkeit und mochte gerne einige weitere Flaschen davon bestellen. Falls Sie geneigt sind, mir Ihre Generalvertretung zu überlassen, bitte ich Sie um Bekanntheit ihrer Bedingungen.

Ergebnis Kunz von Rabenstein, Raubritter a.D.“

Da hatte endlich auch einmal der Schreckensteiner eine gute Idee. Er besprach die Angelegenheit mit Udo, ließ diesem eine käufmännisch einwandfreie Berechnung aufstellen, schlug tausend Prozent darauf, und bot dem Rabensteiner eine Bezirksvertretung auf reiner Provisionsgrundlage an, Leistungsprämien und Weihnachtsgratifikation bei zufriedenstellenden Leistungen dazu. Steuern gab es damals noch keine, weil das Finanzamt in diesen finsternen Zeiten noch nicht erfunden war. Wohl oder übel nahm der Rabensteiner an. Er gab sich Mühe, ließ seine Reisligen mit dem Schlafmittel in die Lande hinausziehen. Denen behagte das auch besser und so wurden nach und nach Reisende und ambulante Gewerbetreibende aus ihnen.

Kuno von Schreckenstein aber vergaß sein Versprechen nicht. Er übergab dem schlauen Udo die Prokura in der Firma Kuno von Schreckenstein, G.m.b.H., Schlafmittelfabrik, gegründet 1466, und wäre sicher noch Kommerzienrat geworden, wenn es damals schon so etwas gegeben hätte. Moral: Die Zelten können noch so finster sein. Wenn man eine Idee hat, bringt man es trotzdem zu Vermögen und Ansehen. Im schlimmsten Fall genügt es auch, wenn ein anderer die Idee hat!

Astrologie

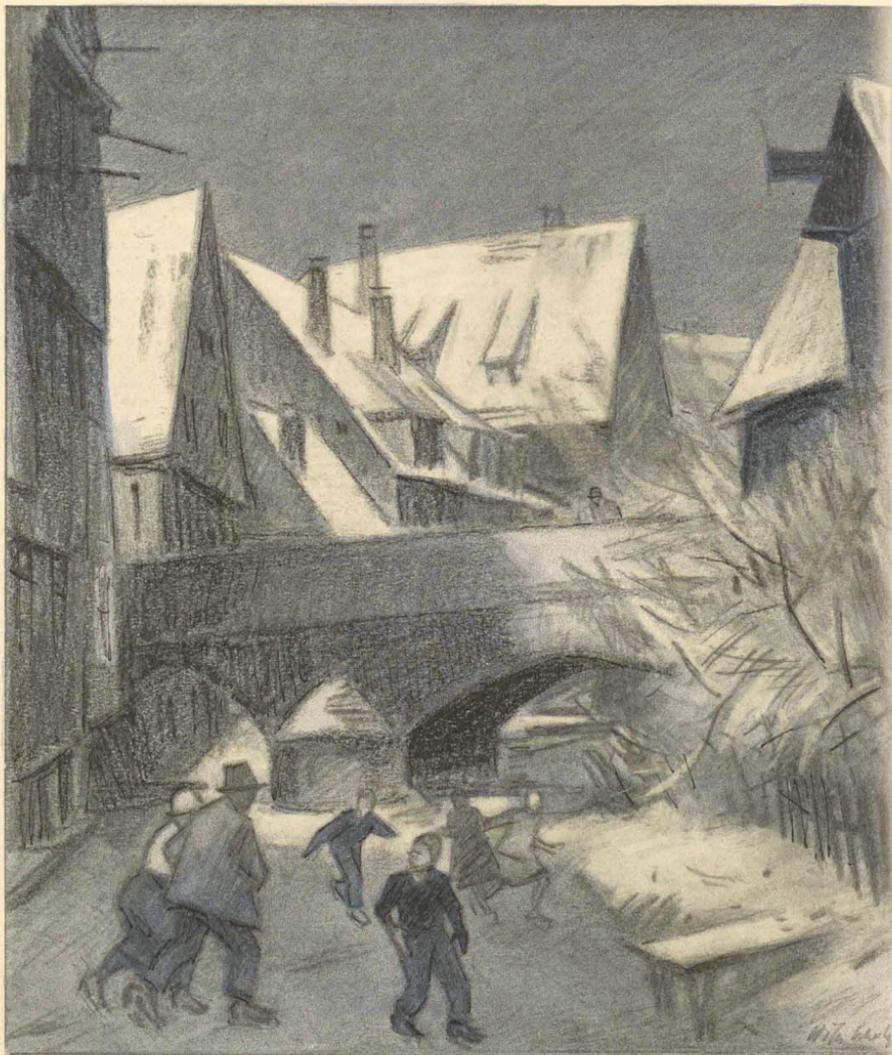


(J. Hegenbarth)

„Glauben Sie eigentlich an den Wert der Horoskope?“
„Ja, da kenn' ich Leute, die leben sogar sehr gut davon!“

Winterfreude

(Wilhelm Schütz)



Der Winter meint es nicht so schlimm
Und wenn er auch in seinem Grimm
Hält rings die ganze Welt verchneit,
Bringt das viel Wunder auch zur Zeit,
Daß mancher drüber laut frohlockt
Nicht stille hinterm Ofen hockt.

Und wer getrost und unverzagt,
Vom Städchen gar aufs Eis sich wagt,
Den läßt da auf der glatten Bahn
Der Winter oft ein Liebchen h'an.
Ist das auch nur ein kurzes Glück
Denk man daran noch lang' zurück! Wilhelm Schütz